

(Nachdruck verboten.)

22]

Die flucht.

Von R. Wagnowski.

„Ich bin ein Sonderling; achten Sie nicht auf meine Grillen . . .“ antwortete der Jüngling mit veränderter Stimme. Diese Stimme hätte ihn gewiß verraten; aber die Windstöße waren so heftig, daß die junge Frau annehmen konnte, sie sei inselgedessen so dumpf und stockend.

„Gestehen Sie's nur: meine Gesellschaft ist Ihnen lästig. Sie haben uns — Philister — nicht gern. Aber ich mußte Sie allein sprechen, um unliebsamen Mißverständnissen vorzubeugen. Sie erinnern sich wohl noch, daß mein Mann gesagt hat, er betrachte das Pferd, das Ihr uns wiedergeben wolltet, nicht als sein Eigentum. Es ist aus unserm Budget gestrichen und wir haben es auch nicht nötig. Aber die Stadtbewohner sind anderer Ansicht. Es muß ihnen jemand gesagt haben, daß das Pferd uns gehört.“

„Das haben wir gethan. Vorgestern war ein Zakut bei uns, der das Pferd kaufen wollte. Wir haben ihn an Ihren Mann gewiesen.“

„Ja, heute war ein Zakute da und fragte, wieviel wir dafür verlangen. Das wird wohl derselbe gewesen sein. Er lobte das Pferd und bot sechzig Rubel. Das soll ein guter Preis für Dschurdtschnjer Verhältnisse sein. Wenn wir also wüßten, daß Ihr das Pferd wirklich nicht mehr braucht, dann würden wir es verkaufen und Euch das Geld dafür geben. Ich denke, Ihr werdet es brauchen können. Wir haben's bis jetzt nicht gethan, denn wir fürchteten, Ihr hättet vielleicht neue Pläne vor, und es könnte Euch schwer fallen, ein andres zu kaufen, nun die Wachsamkeit der Polizei geweckt ist.“

„Haben Sie Niehorski gefragt?“

„Nein; ich weiß im voraus, was er sagen wird. Er wird mir raten, das Pferd zu verkaufen, und das Geld wird er nicht annehmen wollen. Es ist jetzt sehr schwer, in solchen Dingen mit ihm fertig zu werden. Er ist so argwöhnisch geworden, so übertrieben feinfühlig. Und doch weiß ich, daß er nicht aufgehört hat, zu hoffen. Heute hat er wieder davon gesprochen, daß ein Entfliehen möglich ist; es sei Euch damals nur Mißlungen, weil Eure Mittel nicht genügend waren. Ich wollte Alexandroff um Rat fragen. Er ist jedenfalls der vernünftigste von Euch und der beste Kamerad. Er ist weder so stolz wie Ihr, noch hat er so tief eingewurzelte Vorurteile, Vorurteile der Besitzenden möchte ich sie nennen: Mein, dein, sein . . . Und doch sollte alles denen gehören, die es im Augenblicke am nötigsten gebrauchen. Hab' ich nicht recht? Würden Sie nicht mit jedem Genossen teilen, wenn Sie gerade in der Lage wären, mehr zu haben als jener? Sagen Sie mir also aufrichtig, wie einem guten Kameraden, wie einer Schwester: braucht Ihr das Pferd? Habt Ihr irgend einen Plan und werdet Ihr das Geld annehmen, wenn wir das Pferd verkaufen? Ich muß es heute wissen, denn der Zakute soll morgen früh wiederkommen.“

Krassuski schwieg verlegen.

„Sie antworten nicht,“ fuhr sie schüchtern fort. „Sie trauen mir wohl nicht. Und doch denke ich so oft an Euch. Ihr thut mir so leid, so leid. Ich weiß nun auch, was es heißt: verbannt zu sein! und fühle nur zu wohl, was Ihr leiden müßt, Ihr, die Ihr schon so viele Jahre hier verlebt habt. Um Euch aus diesem Grabe zu befreien, bin ich bereit — sind wir beide bereit,“ fügte sie schnell hinzu, „jedes Opfer zu bringen. Viel können wir ja nicht thun, aber doch etwas. Sechzig Rubel sind doch keine so große Summe. Uebrigens handelt sich's jetzt hauptsächlich um das Pferd. Gestehen Sie mir, daß Sie etwas Neues planen. Niehorski hat mir gesagt, ein Pferd sei zu wenig; wenn die Flucht gelingen sollte, müßte jeder ein Pferd haben. Also vier Pferde! Vielleicht gelingt es auch, so viele zu erlangen, schlimmstenfalls zwei, drei . . . das wäre doch immer noch besser, als eins, oder gar keins. Ich habe mir sagen lassen, Sie, Herr Krassuski, und Alexandroff, Sie seien beide auch ohne Pferd im Walde wie zu Hause. Ich werde meinem Manne also sagen, er solle das Pferd behalten — auf jeden Fall! Gestehen Sie nur, Sie wenigstens haben nicht entzagt!“

Sie lachte.

„Oh, wenn ich so stark wäre wie Sie, oder Flügel hätte, dann würde ich mich auf und davor machen, glauben Sie mir, und Euch alle mitnehmen.“

„Sie sind sehr . . . gut!“ antwortete Krassuski, und seine Stimme hatte einen seltsam traurigen Klang. „Sie haben richtig geraten: ich muß fliehen, ich muß! Und — ich werde es thun! Ich sehe keinen andern Ausweg . . . Aber nicht auf dem Rücken dieses Pferdes.“

„Sehen Sie, wie garstig Sie immer sind! Ich bin ganz erstaunt, zu hören, daß Sie dies Pferd wie etwas Ekelhaftes behandeln, wie ein Scheusal! Und doch gehört es niemand! Es gehört demjenigen, der fliehen will. War denn das Geld, das es gekostet hat, unser Eigentum? Haben wir es mit unsrer Hände Arbeit erworben? Vielleicht kommen Sie wieder unter Menschen und zahlen die Schuld tausendfach zurück, indem Sie für die Befreiung all der Unglücklichen wirken, die es geschaffen haben. Ach, mein Gott, so viele hochtönende Worte um einer so wichtigen Sache willen! Gut denn, das wäre also erledigt, ich werde meinem Manne sagen, er solle es nicht verkaufen. Er würde gewiß nie daran gedacht haben, wenn er nicht jeder neuen Verzwickung seiner Verhältnisse aus dem Wege gehen wollte. Er glaubt daran, daß ihm ein paar Jahre von seiner Verbannungsfrist gestrichen werden können.“

Sie seufzte und hing ihren Gedanken nach. Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander her.

„Auf Wiedersehen! . . . Ich danke Ihnen . . . Sier biegt Ihr Weg ab, nicht wahr? . . . Da ist der Pfad nach der Schmiede . . . Und auch ich hab's nicht mehr weit.“

Sie hielt seine Hand lange in der ihren und drückte sie herzlich.

„Lassen Sie Ihren Mann thun, was er für möglich hält. Ohne Rücksicht darauf, was Sie versprochen haben. Meiner Ansicht nach sollten Sie das Pferd verkaufen, aber nicht gleich. Jetzt braucht es Jan; er fährt Heu. Ein Käufer wird sich immer finden, denn das Pferd ist gut. Wir haben nur den Fehler begangen, zu sagen, das Pferd gehöre Ihnen: im Falle einer Untersuchung könnte die Polizei Ihnen wirklich Unannehmlichkeiten bereiten. Daher rate ich entschieden, noch etwas zu warten und dann das Pferd zu verkaufen.“

Sie standen am Kreuzwege, und endlich nahm Krassuski Abschied von Eugenien, die schnell auf ihr Haus zuschritt. Nach einigen Augenblicken war der junge Mann wieder neben ihr.

„Lassen Sie Ihren Mann das Pferd verkaufen, am liebsten schon morgen. Ich hab' mich eines andern besonnen. Wir werden weder das Pferd noch das Geld benutzen,“ sagte er, die Worte atemlos hervorstößend.

Ehe sie fragen konnte, was das bedeuten sollte, grüßte er und verschwand in der Dunkelheit. Nachdenklich stieg sie die Stufen zu ihrem Hause hinan und trat dann in den Flur. Die aufgequollene Thür drehte sich leise in den Angeln. Ihr Mann saß im Sessel an dem Tische, an dem er zu schreiben und zu arbeiten pflegte. Ein reichlich beträufeltes Talglicht schien mit seinem schwachen Glanze auf hoch aufgestapelte Papiere und Bücher. Links an der Wand saß Samuel, rechts — Tscherewin.

„Ja so — ich hab' vergessen, daß Sie jetzt ins Stadium der schöpferischen Thätigkeit getreten sind und nur auf statistische Zahlen schwören!“ scherzte Samuel.

„Was wollen Sie damit sagen: nur noch? Wann hätte ich Ihnen denn anvertraut, worauf ich schwöre, oder worauf ich nicht schwöre? Im Gegenteile, meine Ansichten haben sich nicht geändert, aber — alles hat seine Zeit.“

„Wichtig! Das lob' ich mir! Jetzt ist gerade der passendste Zeitpunkt zum Multiplizieren eingetreten! Und mir scheint, Arkanoff, Sie thun, was in Ihren Kräften steht! Ihre Frau sieht ganz elend aus,“ lachte Tscherewin.

Arkanoff lächelte auch, wollte etwas antworten, wurde aber Eugenien gewahr, und die Unterhaltung verstummte.

„Endlich? Warum bist Du so lange geblieben?“

Der Scherz des Arztes hatte die junge Frau peinlich berührt; sie schwieg, und ihre Blicke glitten über Tscherewin hinweg, als sie den Anwesenden einen Gruß bot.

„Warum sind Sie so mürrisch? Der Samowar ist siedend heiß, der Herr Gemahl hat ihn eigenhändig ins Kochen ge-

bracht. Nun müssen Sie nur noch Thee ausbrühen und uns was zu essen geben."

Eugenie zündete eine Kerze an und ging in den anstößenden Raum. Samuel stand auf und folgte ihr.

"Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen leuchten."

"Ach danke. Bemühen Sie sich nicht."

"Ich bin eben beim Ispravnik gewesen!" fügte er leiser hinzu.

"Hat er Sie rufen lassen? Er hat sich wohl nach dem Pferde erkundigt?"

"Ja. Er hat gefragt, ob es wahr sei, daß Sie das Pferd einem Jakuten verkauft haben, denn er habe es selbst kaufen wollen. Verstehen Sie? Was soll ihm das Pferd? Er hat schon ein Paar. Ich denke, der Jakut ist eine Finte und alles andre auch. Sie ahnen etwas und haben eine ganze Kabale eronnen, um die Wahrheit herauszufriegen und das Pferd zu konfiszieren."

"Und was sagt mein Mann dazu? Haben Sie mit ihm gesprochen?"

"Ja hab' gesagt, das Pferd wird verkauft!" rief Arkanooff aus dem andern Zimmer.

"Das Pferd braucht Herr Jan. Er fährt Hen. Er hat das Pferd fast das ganze Jahr hindurch gefüttert. Ich finde es nicht in der Ordnung, ihm das Tier jetzt zu nehmen. Mag er es bis zum Frühling behalten."

"Ich will ihm lieber ein paar Rubel geben, daß er sich ein andres mieten kann. Ich habe keine Lust, so lange zu warten, bis das Pferd konfiszirt wird und wir in die Patsche kommen. Ich bin überzeugt, sie haben Wind von der ganzen Geschichte, und es wird gar nicht mehr lange dauern, bis die Untersuchung eingeleitet wird. Und um das Maß voll zu machen, waren die Donquichotte noch wichtig genug, zu sagen, das Pferd gehöre mir."

"Das war wirklich eine Dummheit," stimmte ihm Tscherewin bei.

Eugenie stellte ihre Tasse zornig auf den Tisch.

"Sie müssen meinem Manne immer ohne Grund Angst machen. Wie kommt Ihr nur auf eine Untersuchung? Alle sind an Ort und Stelle. In den Bergen hat sie niemand gesehen. Es können also nur Vermutungen im Spiele sein, und dagegen ist nichts zu machen. Wenn wir es mit unsrer Bor- und Einsicht erst soweit gebracht haben, wie Sie es wünschen, dann werden wir uns wohl vor unserm eignen Schatten in acht nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eduard Mörike.

1804. — 8. September. — 1804.

Was ist es mit diesem Dichter, dessen Name heute, wo sein Geburtstag sich zum hundertsten Male jährt, lauter und weiter klingen wird als je zuvor? Als er vor fast dreißig Jahren, in einer Zeit, die allem dichterischen Wesen mit ungeheurerer Verständnislosigkeit gegenüberstand, starb, schrieb kein Beringerer als der Dichter Gottfried Keller: "Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten." Damals war den Leuten allerdings nicht zu helfen, und auch heute noch ist der Sieg, den Mörikes Dichtungen über die Zeit erzwingen, kein Sieg, der sich Massen unterworfen hat. Aber aus der Stille heraus machen die Werke ihren Weg, langsam aber sicher, in immer größere Kreise hinein, und das Urteil steht fest: Mörike ist einer der wenigen Dichter aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die zukünftigem ästhetischen Gemüthsbegehren etwas zu schenken wußten.

Echte Dichterschaft verkörpert eine Kraftwirkung der Kultur, und so auch ist es mit dem Verständnis für diese Dichterschaft. Die Masse der Zeitgenossen Mörikes hatte sehr wohl Dichter, die sie kannte, auch "wirkliche" Dichter, aber die ganz besondere Art, die er ein Mörike zählte, ging ihr freilich nicht ein. Ihr noch nicht. Es fehlte die kulturelle Reife, die ein inneres Bedürfnis nach dieser höchsten geistigen Wirkung erreicher Kultur erzeugen konnte. Die Masse mußte erst hineinwachsen in das, was sich über dem Boden, auf dem sie in der Niederung von einem Wirral von Hemmungen umfesselt lag, als geistige Frucht, von einzelnen getragen, hoch emporküßte. Auch was Mörike in sich trug und in seinem gemächlichen Schaffen spendete, zählte im großen Strome des Lebens und war ein Element seiner von materiellen Triebkräften im wesentlichen anders als er gerichteten Zeit. In einem der jüngst über Mörike veröffentlichten Werke, einem kritischen Buche Karl Fischers, heißt es: "Die Dichter sind es vor allem, die diejenigen Instinkte ihres Volkes wach erhalten, die in bestimmten Zeitabschnitten unterdrückt sind. Es giebt Dichter, die zu

gleich Erzieher und Propheten für ihre Nation sind, und sie sind bei weitem die einflussreicheren; es giebt aber andre, die nur Künstler sind und sein wollen, sie bieten, was nur die Kunst bieten kann: Ergänzung der Wirklichkeit, Erfüllung des Lebens; zu diesen reinen Künstlern gehört Mörike." Man lege den Nachdruck auf den Wirklichkeitscharakter der Dichtung Mörikes und man weiß, weshalb er, der längst gestorben, in der Gegenwart neu zum Leben gelangen kann.

Man sieht sich versucht, bei Mörikes Namen eine Abhandlung über Kunst zu schreiben und die Zeit ganz zu vergessen, der sein Leben angehörte. Und doch wieder, wenn wir seine Art an dem Gesamtbilde seiner Zeit messen, gewinnen wir ein wichtiges Element, den tiefen Gehalt seiner Schöpfungen zu würdigen: er war ein Mensch der Einsamkeit und Stille des äußeren Lebens, aber einer, der mit wacher Sinnens aus der Enge in die Weite spähte und gesund zu wägen und sich zu begeistern wußte. Er machte in der Natur geru von der Höhe in die tiefe Weite sehen, und so auch im Leben und zu den Dingen der Wirklichkeit. Er hatte ein Urteil, das von der Philisterhaftigkeit seiner Gegenwart frei war und das Nüchtere ohne Gräbeln, gleichsam instinktiv fand, aber er war weder Forscher noch Kämpfer. Er konnte sich wohl ins Kleine versenken, aber nicht ins Kleinliche verlieren, er wußte vielmehr das Große und die Größe zu nehmen, und ihm wurde wohl, wenn er den Großen menschlich vor sich sah, wie Goethe sich in Dichtung und Wahrheit gegeben. Und mit diesem Wesen lebte er in einer engen kleinen Weltlichkeit, die ihre zeitlichen Kämpfe nicht groß zu führen vermochte, weil sie noch tief in den Kinder-schuhen steckte. Aus solchen Jagen gemischt, von solchen Bedingungen der Umwelt berührt war der Mensch, der hinter den Dichtungen, die Mörikes Namen tragen, stand.

Mörike, der in Ludwigsburg als Sohn eines für die spekulative Naturphilosophie der Romantik begeisterten Arztes geboren, in Tübingen zum Theologen gebildet, dann schwäbischer Dorfpfarrvikar und endlich Pfarrer in Ueberulzhach wurde, stand in engster persönlicher Fühlung zur schwäbischen Dichterschule, deren Haupter Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Gustav Schwab waren. Es wäre aber verfehlt, ihn in den Ring dieser Schwabendichter einzuspannen zu wollen. Ihre Grenzung war seiner Kunst zu eng. Eben weil sie reinste, am Urquell menschlichen Empfindens aufgefangene Kunst war. Zu ihm ziehen Fäden von ganz anderer Seite. Mörikes Reizung für Schiller und den unglücklichen Hölderlin giebt einen Fingerzeig. Antikes und Romantisches mischte sich in ihm.

Seine literarische Stellung tritt deutlicher noch hervor, wenn man seine Segnerschaft gegen den eklektischen Formenkünzler Rückert und gegen die von der radikal-politisch gerichteten bürgerlichen Tagesmeinung getragene Bewegung des jungen Deutschland beachtet. Er stellte sich gegen Gutzkow und fühlte sich von Heine geradezu abgestoßen. Bei Heine vermischte er den Geist der Wahrscheinlichkeit — so sehr war dieser Dichter seinem inneren Wesen fremd. Zwischen Heine und den schwäbischen Dichtern gab es kein friedliches Dulden; man belämpfte, verspottete sich, lehnte sich gegenseitig ab, und Mörike nahm an dieser Stimmung teil. Er hatte auch an der politischen Lyrik der vierziger Jahre keine Lust und spitzte in den Briefen an seine Freunde manchen Spottspieß über Herwegh. In alledem wirkte vornehmlich seine künstlerische Ueberzeugung. Politisch war ihm in künstlerischer Form ein Unding. Ein paar wenig bedeutende Verse über Königsmoral sind alles, was in poetischer Form die politische Stimmung Mörikes verrät. Er war kein erdenrüdter Idealist und nahm an der politischen Bewegung seiner Zeit mit ganzem Herzen teil. Die deutsch-nationale Tendenz, die als Erbe der Romantik in der schwäbischen Dichterschule lebendig war, giebt die Farbe seiner politischen Gesinnung an. Als Schüler schon hatte Mörike für den Vurschenschaftler Sand, der Kogebue erdöchte, geschwärmt. Das burschenschaftliche Wesen, das ihn zu lebhafterer Teilnahme an den Ereignissen von 1830 gebracht haben könnte, hatte er keine Verklärung. Er trat seinen Pfarrdienst an, der ihm gar nicht zusagte, machte einen Versuch, sich in freien christlichen Verufe sein allzeit knappes Brot zu erwerben, lehrte aber schnell in seine pfarrdörfliche Weltabgeschiedenheit zurück und hielt sich die pfarramtlichen Pflichten nach Möglichkeit vom Leibe. Nervöse Kränklichkeit brachten dem kaum vierzigjährigen bereits die Pensionierung. Ein Wort von ihm war: "Es kommt nur auf einen männlichen Entschluß an, um auch innerhalb des Kirchendienstes der ganze ungeteilte Mensch zu bleiben." Jetzt hatte er ganz seine Freiheit und konnte er seinen Reigungen leben. Er that es, versorgte von seiner Schwester Alara, in ländlicher Stille, schrieb an kleineren Dichtungen, sammelte Versteinerungen, trieb Töpferei und unterhielt mit seinen Freunden emsig brieflichen Verkehr.

Lieder, Stimmungen, Balladen, epische Dichtungen, Märchen, Novellen, einen Roman hat Mörike geschaffen. Früh begann sein Werk, langsam schritt es vor, und das Alter — Mörike starb am 4. Juni 1875 — fügte nur wenig mehr zu den Gaben der Jugend und Manneszeit hinzu. In vier nicht allzu starken Bänden*) liegt das Lebenswerk des Dichters vereinigt, aber die vier Bände bergen einen goldenen Schatz. Mörike war nicht ein Dichter, der die Muse zu sich zwang; er war ja ein wirklicher Dichter, der zu warten weiß, bis dichterische Offenbarung in ihm aufquillt und die Dinge

*) Leipzig, G. F. Cöschensche Verlagsbuchhandlung.

in Form und Wesen neu durchleuchtet und gestaltet zeigt. Diese dichterische Ursprünglichkeit Mörikes ist von einer wunderbaren Lauterkeit der Wirkung. Wer Ohren hat, künstlerisch zu hören, der höre! Mörike ist in dieser Art Lyriker ganz und gar, Lyriker von Goethischer Herrlichkeit des Verschmelzens von Inhalt und Form.

Die lyrische Kraft giebt auch seinem Romane „Maler Nolten“ und seinen Märchen und Novellen — „Mozart auf der Reise nach Prag“ ist die bedeutendste — das Eigentümliche ihres Reizes und das heute noch lebendig Wirkende. Diese lyrische Kraft beruht in der Kunst, unmittelbar und plötzlich die Dinge in ihrem vollen Leben vor die Augen zu stellen. Und alle Fülle entspringt dabei aus einer schlichten und einfachen Fassung, die in der ersten Berührung kaum den ganzen inneren Reichtum ahnen läßt. Aber dieser Reichtum ist Wirklichkeit, und er verrät überall die einzig-starke Kunst Mörikes: in plastisch gezeichnetem Wilde tief empfundenenes Leben, alle farbige, bewegte, tönende Natur, zusammengedrängt in aufquellender und ins Weite greifender Bewegung, zu geben.

Mörikes Gedichte bergen die heimliche Maske der Dinge, die in allem Lebenskräftigen am klangvollsten lebt. Deshalb werden diese Gedichte selber leben, und deshalb soll man sich den Eingang in ihr Leben zu erobern suchen. Jeder Dichter, der so wahr und deshalb so gesund wie Mörike ist, muß von der geistigen Wohlfahrt des Volkes willen Vottseigentum werden. —

Fr. D.

Kleines feuilleton.

Das verlassene Mägdelein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternelein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dam
Stürzt hernieder;
So kommt der Tag heran —
D ging er wieder! —

Eduard Mörike.

c. „Eine Höhle auf Erden“ nennt Nemirovitch Dantschenko die Mandschurei. „Wie schrecklich ist doch die Hitze hier,“ schreibt er, „ich habe Marokko im Sommer besucht, habe einen glühenden Sommer in Andalusien verbracht, bin durch den Kaukasus und durch Persien in brennender Hitze gewandert, doch nie habe ich solche Gluthen kennen gelernt wie hier. Sonne und Himmel sind unsre fürchtbarsten Feinde. Die Sonne flammt drohend wie ein ewiges Sinnbild eines unabwehrbaren Hornes; der Himmel umhüllt uns mitleidslos mit seinem verdorrten Blau, als wollte er sagen: „Ihr könnt mir nicht entgehen, ihr könnt euch nirgends vor mir bergen.“ Unten auf der Erde daselbe Bild. Alles glüht vor Hitze und ist vertrocknet wie die Haut einer Schlange. Wenn Dich ein plötzlicher Schwindel befällt und Du mit der Hand nach einem Stein tastest, faßt Deine Hautfläche auf brennendes Feuer; setzt Du Dich nieder auf der grauen Felsenwand eines Klippenvorsprungs, dann ist es, als sähest Du auf der rotglühenden Platte eines Kachelofens. Du willst weiter reiten: Dein Sattel ist glühend heiß geworden während der Fahrt. Du trinkst Feuer zugleich mit der Luft, die Du atmest. Der erbarmungslose Glanz blendet Dein Auge, in Deinen Ohren braust es, das Herz weitet sich, bis Du ohnmächtig zu werden glaubst. Noch eine Minute länger, denkst Du, und dann wirst Du niederstürzen, von der fürchtbaren Hitze der Mandschurei besiegt. Und in dieser Gluth mußten unsre Soldaten marschieren, unter dieser vernichtenden Sonne mit ihrem schweren Gepäc. Da, sieh, gerade ziehen sie vorüber! Wahrlich, vor der Schlacht schon sind sie besiegt durch diesen unbarmherzigen Himmel, gemartert vom Durst, getödet von der Hitze. Alle sind sie ermattet und mit Schweiß bedeckt, der durch das Hemd und durch den Khasi-Kuzug hindurchdringt. Es ist wie in einem Dampfbad, in dem die nasse Feuchtigkeit auf uns eindringt, aber man ist diesen heißen Dämpfen nicht nur wenige Minuten ausgesetzt, sondern Stunden auf Stunden ist man in Schweiß gebadet, vom Morgen bis zur Nacht, in der endlich eine erfrischende Kühle uns umweht. Der Soldaten ist es unmöglich, ihre Stellungen zu verlassen; ein Soldat lehnt danach, zu einem Brunnen zu kommen, aber er darf nicht aufspringen und damit sich und seine Gefährten den scharfen Augen der Feinde preisgeben. Das Hirn scheint im Schädel zu schmelzen; es ist, als ob ein glänzender

blendender Schimmer in wechselvollen Schwankungen vor dem Auge aufsteige in dieser flimmernden Luft. Stimmen, die von fern her gellend rufen, scheinen aus dem feurigen glühenden Abgrund emporzutönen. Auf jedem Gesicht sind die tiefen Qualen der Hitze eingeschrieben, nicht ein Gedanke blüht auf in diesen erschlafenen Gesichtern, die durch die Sonne stumpf gemacht sind. Der Hinterhadel ist tief rot, wie wenn das Blut hier sich herbordrängen wollte. Komm näher! Hier liegen ein paar Opfer, die vom Hitzschlag getroffen. Die Gesichter sind rot und verächtlich, der Mund weit offen, als wollte er noch etwas von dieser Luft einziehen, die so glühend heiß ist und voll giftiger Dämpfe. Die Augen sind herausgetreten und blutunterlaufen, die Beine krampfhaft zusammengezogen. . . . —

Theater.

Deutsches Theater. Lady Windermere's Fächer. Das Drama eines guten Weibes in vier Aufzügen. Oskar Wilde, der schillernde Kestler und einst verdohnte Günstling der vornehmen Londoner Gesellschaft, der dann in dumpfen Zuchthausmauern, ausgestoßen und verachtet, so fürchtbar schwer für Selbsterlöser seiner Liebe büßen mußte, ist in Deutschland als Dramatiker zuerst durch die glänzende Aufführung der Salome im Kleinen Theater bekannt geworden. Es gab einen großen Erfolg, mit einem Schläge erhielt der Name populären Klang. Die architektonische Geschlossenheit des Aufbaues, das Musikalische, Decorative, Stimmungsvolle, der konzentrierte schwüle Hauch orientalischer Sinnlichkeit in diesen Scenen schien von eigenartiger fruchtbarer Phantasie zu zeugen und ließ vielfach die Rehrseite dieser Dichtung, das Manieriert-Gelinkelte, übersehen. So hitzig war bei einem Teil der Kritik der Enthusiasmus, daß hier und da die Bumbury-Komödie Wildes, die an dem gleichen Abend folgte, gleichfalls als Wert besonderer Ranges gepriesen, daß ein verborgener Tiefpunkt hineininterpretiert wurde, obwohl das Stück, das in der Absicht wohl eine Parodie des üblichen Pariser Vertuschungs-Schwantes sein sollte, sich über den in diesem Possengeure herrschenden Geist kaum merklich erhob. Seither sind mit modernen Dramen Wildes auf deutschen Theatern wiederholt Versuche gemacht, doch sämtlich ohne Gelingen. Wo er Menschen der Gegenwart auf der Bühne reden und handeln läßt, wo jener märchenhafte Hintergrund, jene farbige Lyrik des Erotischen, die in der Salome (bei guter Darstellung) so faszinierend wirkt, ausgesetzt, verliert die Kraft der Anschauung, bleibt er in den leeren weifenlosen Künsten des französischen Konversations- und Intriguedramas stehen. Wie sich Bumbury zu der Pariser Posse, ähnlich verhalten sich die ersteren Stücke — so das Schauspiel „Lady Windermere's Fächer“ — zu Sardou und Dumas. Vielleicht — der Nebentitel — „Das Drama eines guten Weibes“ mag darauf hindeuten — hat er auch hier ironisieren wollen; aber herausgekommen ist eine neue Auflage der alten Schablone, für die, nachdem der Naturalismus Wirklichkeitsförm und Bild für echte Charakteristik gekämpft hat, das Interesse sich nicht mehr beleben kann. Die paradoxen Wendungen in dem Dialog amüsieren wohl im Augenblick, helfen aber über den Mangel an Substantiellem nicht hinweg. Auch läßt die dramatische Form die Fülle dieses boshaft-spielerischen, um Wahrheit unbestimmten Wizes bei weitem nicht so ungehemmt sich entfalten, wie etwa in dem merkwürdigen Roman Wildes „Das Bildnis Dorian Grays“. Da erst hat er volle Freiheit, da gewinnt das Spiel der Worte ein ganz persönliches Gepräge und damit etwas Spannendes, weit hinaus über das satongemäße Geplänkel in der Komödie.

Die Lady Windermere des Stückes ist aufgewachsen, ohne ihre Mutter, die nach einem Ehecheidungsprozeß als Abenteuerin durch die Welt streift, je gekannt zu haben. Ein paar Jahre nach der Verheiratung der Tochter taucht die Mutter in London auf, benachrichtigt den jungen tadellosen Ehemann, zieht ihn an sich, preßt ihm Gelder ab und verlangt nicht etwa, weil sie ihr Kind wiedersehen möchte, sondern, um sich Eintritt in die vornehme Gesellschaft zu verschaffen und einen trottelhaften, abgelebten Lord zu kapern, daß sie zu den Windermere'schen Soireen hinzugezogen werde. Der Lord, einem Anshuldengel, wird von einer guten Freundin und einem Verehrer das Geschwätz zugetragen, ihr Mann betrüge sie mit jener zweifelhaften Dame. Tragische Eifersuchtszene. Der Gatte, der mit einem Worte das ganze Mißverständnis lösen könnte, schweigt nach des Dichters Willen hartnäckig und sendet obendrein gegen den Protest der Lady, die erklärt, sie werde eine Person wie Mrs. Erlynne schimpflich fortjagen, eine Einladung an die Friedensstörerin. Die Entwidlung giebt an Willkür den Voraussetzungen nichts nach. Der kompromittierende Gast erscheint auf der Soiree und macht bei Herren wie bei Damen Sensation. Der verachtungsvolle Blick, mit dem die Lady sie mißt, prallt eindrucklos von ihr ab. Da, als die Gäste sich verabschieden und sie den Gatten mit der Fremden in intimer Gespräche überrascht, stürzt die Lady auf einmal davon, sie will — ganz unverständlich bei ihrem Charakter — in Nacht und Nebel bei dem Verehrer Schutz suchen, die Untreue des Mannes mit eigener Untreue vergelten. Der Brief, den sie zurückläßt, muß von Mrs. Erlynne gefunden und gelesen werden, die unglücklich zu mütterlichen Gefühlen erwachend, ihr naheilt, um die Unbesonnene zu warnen. Und ebenso muß der wohlbele Lord, ohne nach seiner Frau nur einmal nachzufragen, von den Freunden in den Klub, und da dieser schon geschlossen ist, in die Wohnung des betreffenden Ver-

ehrerz geschleppt werden. Hier spielen die Effektszenen des dritten Aktes. Voller Abscheu weist Lady Windermere die Beschwörungen ihrer Mutter, deren Point d'honneur es ist, sich auch jetzt nicht zu erkennen zu geben, ab; aber als die Verhaftete sie an ihr kleines Kind erinnert, das zu Hause ihrer harret, da schmilzt der Starrsinn der jungen Frau, da blüht in ihren feuchten Augen ein dankbares freundliches Vertrauen zu den Fremden auf. Die Lady kehrt heim, Mrs. Erlynne jedoch verbirgt sich, weil gerade der Hausherr, Windermere und die Freunde in das Zimmer treten, hinter einer Thür. Die gähnenden Ebnismen der übernächtigen Lebemänner, vorzüglich beobachtet, füllen die Pause bis zu der nächsten Ueberraschung. Der Fächer, den die Lady vergessen, wird gefunden. Lord Windermere rast und will die Wohnung untersuchen, da tritt Mrs. Erlynne aus dem Versteck, mit dem Opfer ihrer eignen, freilich schon recht arg ramponierten Reputation den Auf der Tochter zu retten. Sie sei es, die den Fächer versehentlich aus der Gesellschaft mitgenommen und hier verloren habe.

Mrs. Erlynne erscheint dann noch einmal, um mit diskret zurückgehaltenen mütterlichen Empfindungen von der Tochter Abschied zu nehmen. Nie wird die Lady erfahren, wer ihre Mutter war, und sie selbst muß versprechen, die nächtliche Escapade dem Gatten niemals zu verraten. Die freundlichen Illusionen — es ist das einer der feineren ironisch psychologischen Züge im Drama — werden konserviert und die Abenteuerin hüpfet aus der sentimental heroischen Verpuppung rasch wieder in ihr eigentliches Fach. Eine geschickte Ausrufe, wie sie in die fremde Junggesellen-Wohnung gekommen sei — und Lord Augustus, der aufs Korn genommene Eheandidat, ist sofort wieder von ihrer Unschuld überzeugt. Um alle Peinlichkeiten zu vermeiden, wird das neue Pärchen den Himmel seiner Ehe im Ausland genießen.

Paula Müller, die schon als Cressida eine Probe ihres Könnens abgelegt, spielte die Lady mit gewinnender Anmut. Adele Hartwig in der Rolle der Mutter enttäuschte bei dem ersten Auftreten etwas, wuchs aber zusehends im dritten und im letzten Akte. Auf Augenblicke gelang es ihr sogar, dem Stück zum Trost, den Schein der natürlichen Empfindung vorzutäuschen. Harry Walden mußte seine bewährte Kraft für die schweigende, so uninteressante Lordchaft einsetzen. Das Ensemble der Gesellschaftsszenen in dem zweiten Akte ließ viel, sehr viel zu wünschen übrig. Die Aufnahme des Stückes beim Publikum war, wie nicht anders zu erwarten, kühl. — dt.

Völkerkunde.

— Ueber die Basimu und Zauberer von Ruanda (Deutsch-Ostafrika) berichtet ein Missionar: Die Basimu sind die Seelen der Verstorbenen und werden wie böse Geister gefürchtet. Besonders muß sich jede Familie vor den Geistern der eignen Vorfahren schützen. Neben dem Wohnhause des Regers befindet sich das „Zalalo“, das ist eine kleine Hütte, in der die Basimu weilen. Bei einem Krankheitsfall, vor Unternehmung einer Reise, vor einer Geburt opfert man stets den Basimu, um sie sich günstig zu stimmen. Aber woran erkennt man den Willen der Geister? Wer bezeichnert die Opfer, die sie wünschen? Dies thut die Zauberer, die „Basumu“, die wirklich erfinderisch in der Wahl der Mittel sind, durch die sie den Willen der Basimu zu erkennen vorgeben. Die einen bedienen sich dazu der Eingeweide von Rindern und Hühnern oder der Flammen von Unschlitzkerzen, „Lugumbo“ genannt; andre gebrauchen Stöcke von Knochen, Eisenbein, Eisen, Kürbissen, die sie über ein Brett werfen, um sodann aus der Lage der Stöcke den Willen der Geister abzulesen; wieder andre, besonders die Zauberinnen, werfen Holz ins Wasser und sagen aus den kleinen Wellen die Zukunft voraus. Die Zahl der Zauberer ist groß; auf hundert Einwohner kommt durchschnittlich ein solcher. Ihr Geschäft ist sehr gewinnreich. So hat jeder zehn bis zwanzig Kunden, die ihm Wohnen, Getreide, Bananentwein, Harlen usw. bringen, ja, die berühmten wollen nur Rinder und arbeiten nur für Reiche. Ihre Geheimnisse vererben sich gewöhnlich vom Vater auf den Sohn. In dem Geisterbefragen sind nun besonders die Reichen recht eifrig, damit sie ihre Ruhe behalten. Ja, selbst der König und die Großen seines Reiches verträdeln ihre Zeit damit, Zauberer zu befragen und Opfer darzubringen. Jeden Morgen kommen die Basimu zum König und sagen ihm, was für ein Opfer er darbringen und welche Amulette er tragen müsse, um einen glücklichen Tag zu erleben. Mit großen Kosten läßt er oft berühmte Zauberer aus den Nachbarländern kommen und bezahlt ihre Dienste mit Ochsen. Die Wahrsager ferner, die „Bahanje“, prophezeien nach gewissen Thatfachen und Zufällen die bevorstehenden glücklichen oder unglücklichen Ereignisse. Sodann giebt's noch Propheten, nämlich die eigentlichen echten, die nur bei Hof sich befinden. Die Regenmacher ferner, die „Bashara“, sind wirklich nicht die glücklichsten Geschöpfe auf der Welt. Denn wenn der Regen ausbleibt, müssen sie dies mit ihrem Leben bezahlen; offenbar halten sie ihn ja zurück, und das Volk wirft sie einfach ins Wasser. Als im letzten Jahre z. B. einmal der Regen abnahm, ließ der König sechs Bashara töten. —

Medizinisches.

ie. Eine seltene Ohrverletzung wurde von Dr. Scheier vor der Berliner Otologischen Gesellschaft besprochen, die trotz ihrer Seltenheit allgemein beachtet zu werden verdient, weil sie

auf eine häufig vorkommende Unsitte zurückzuführen gewesen ist. Eine junge Dame hatte sich schon seit Jahren jeden Morgen nach dem Waschen den Gehörgang dadurch gereinigt, daß sie das gebogene Ende einer Haarnadel in ein Handtuch wickelte und energisch damit in das äußere Ohr hineinfuhr. Eines Tages mußte sie wohl ein etwas mürbe gewordenes Tuch genommen haben, das den Druck der Nadel nicht aushielt, denn diese fuhr plötzlich mit großer Kraft in das Ohr hinein. Im nämlichen Augenblick empfand die Dame ein furchtbares Ohrensausen und bekam einen Ohnmachtsanfall, so daß sie sich sofort niederlegen mußte. An der äußeren Ohröffnung waren einige Tropfen Blut sichtbar. Eine Stunde später begab sich die Verletzte zum Arzt, der feststellte, daß die Hörfähigkeit des betroffenen Ohres sehr bedeutend abgenommen hatte, so daß Flüstersprache selbst in der Nähe nicht verständlich war. Da die Erscheinungen sich nicht bessern wollten, wurde der Ohrenarzt befragt, und dieser ermittelte, daß vor dem Trommelfell des verletzten Ohres ein Fremdkörper lag, der in einem kleinen Gehörknöchelchen, nämlich dem ganzen Amboß, bestand, den die Dame also mit der Haarnadel herausgerissen haben mußte, das Trommelfell war selbstverständlich vorher durchstochen, so daß beim Schneiden der Nase die Luft durch das Ohr zischte. Die Hörkraft verbesserte sich in der nächsten Zeit wieder, und auch das Ohrensausen ließ etwas nach, jedoch trat eine vollkommene Wiederherstellung nicht ein, wie ja auch bei der Natur der Verletzung und dem Fehlen eines so wichtigen Bestandtheiles des inneren Ohres nicht erwartet werden konnte. —

Humoristisches.

- In Gamsgebirg. „Hären Se mal, mei kutester Herr Ekonom, gehn denn bei Eich de Reite gar nich mehr in dem scheenen, ächten Nationalgostieme?“
- „Wir hamn koans mehr. Wir hamn's alle an die Fremden verlast!“ —
- Dumme Frage. „Jetzt möcht' ich wissen, warum Du da überhaupt geheiratet hast?“
- „Schätz' doch nicht. Wenn ich Dein Geld allein hätte bekommen können, wäre es mir auch lieber gewesen.“ —
- Ein Gemüts mensch. „Zua nôt allaweil auf d' Sau weischlag'n, Lansbua, dummer!“
- „Brav, Meister! Der Gerechte erbarnt sich auch des Viehes.“
- „Freili, von dem Schlag'n werd ja 's Fleisch ganz g'schedat.“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

- In dem von der Zeitschrift „De Vlamingen“ veranstalteten Preisaus schreiben für vlämische Litteratur gewann den ersten Preis Hubert Melis mit seinem Schauspiel „Neues Leben“, den zweiten Louis Slot, der Dichter des Schauspiels „Neue Schätze“. Es hatten sich 17 Mitbewerber eingefunden. —
- Der französische Architekt Hénard hat in einer Pariser Zeitschrift zahlenmäßige Vergleiche angestellt zwischen der Parkfläche innerhalb der französischen Hauptstadt im Jahre 1789 und der im Jahre 1900. Danach hat nämlich Paris in 110 Jahren fast zwei Drittel seiner alten freien Plätze und Parks verloren. Diese bedeckten im Jahre 1789 noch 400 Hektar, 1900 nur noch 157 Hektar, so daß also nur ein Zehntel des Gesamtareals der Stadt aus Anlagen besteht. —
- „Adieu, Theresel“, eine „heitere Liebesepisode“ von Ludwig Renner, ist für das Lustspielhaus in der Friedrichstraße erworben worden. —
- Rosjegers ländliches Idyll „Komödianten“ wurde für das Wiener Josefstädter Theater erworben. Das Stück wird mit Frau Niese in der Hauptrolle zur Aufführung gelangen. —
- Die Kosten der russischen Studien. Nach südafrikanischen Blättern haben die bakteriologischen Studien des Prof. Dr. Koch den Kolonien 20 000 Rsd. Sterl. (400 000 M.) gekostet. —
- In Wagnz bei Kottbus hält man, nach dem „Kottbusser Anzeiger“, gegenwärtig den Schulunterricht in einem alten Kuhstall ab, da angeblich ein geeignetes Lokal während des Neubaus der Schule nicht aufzutreiben ist. Die Thür des eigenartigen Unterrichtsraumes muß ständig aufbleiben, da die Scheiben der Fenster zerschlagen und die Wöcher mit Stroh verstopft sind. —
- Der „Köln. Jtg.“ wird aus Tokio berichtet: Am 25. Juli haben 500 Knaben und Mädchen der Volksschule in Wada bei Matsumoto dem Unterricht fern, um ihre Unzufriedenheit mit dem Hauptlehrer zu bezeugen, den sie durch ihren Ausstand zum Rücktritt zwingen wollen. Schülerausstände sind in Japan häufig. —
- Der grobe Unfug-Paragraph in — Korea. § 672 des koreanischen Kriminalgesetzbuchs lautet: „Mit vierzig Stokschlägen wird jeder bestraft, der gethan hat, was er nicht thun sollte.“ —